

Transformatorische Denkbewegungen – Weiterentwicklung von Sozialisationstheorien im Anschluss an Judith Butlers diskurstheoretisches Verständnis von Geschlecht

Jutta Hartmann

Geschlecht ist der „Mechanismus“, durch den Vorstellungen von maskulin und feminin geschaffen und eingebürgert werden“, ist „der ‚Apparat‘, mit dem die Erzeugung und Normierung von männlich und weiblich stattfindet – gemeinsam mit den hormonalen, chromosomalen, psychischen und performativen Zwischenformen, die ein Geschlecht annimmt“ (Butler 2002: 7).

Im interdisziplinären Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung sind Sozialisationskonzepte seit den 1990er Jahren in die Kritik gekommen und explizit sozialisationstheoretische Argumentationen zugunsten sozialkonstruktivistischer Ansätze in den Hintergrund getreten. Die Kritik am überkommenen Sozialisationsparadigma gilt einem Essentialisieren, Homogenisieren und Reifizieren des kulturellen Systems heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit, das hierüber als eine Art „vorsoziale Wirklichkeit“ (Gildemeister/Wetterer 1992: 215) hervorgebracht werde. Problematisierung erfuhr schon zuvor ein überdeterminiertes Verständnis von Geschlecht als zugemutetes Produkt eines unausweichlichen Sozialisationsprozesses. Weiter steht eine unterkomplexe Vorstellung von Identitäten zur Disposition, die nicht nur über das Geschlecht, sondern zugleich über weitere soziale Kategorien, wie etwa ethnische Zugehörigkeit oder sexuelles Begehren, konstituiert sind. Mit dem Konzept einer „Selbstbildung in sozialen Praktiken“ (Bilden 1991: 280) lassen sich die Inszenierungen von Geschlecht in sozialkonstruktivistischen Ansätzen demgegenüber als eine Art Bindeglied zwischen Individuum und Gesellschaft fassen und weitere Differenzkategorien berücksichtigen. Mit Blick auf entsprechende Zugänge eines *doing gender* sind nun jedoch ebenso strukturtheoretische Defizite der handlungstheoretischen Ansätze zu beklagen (vgl. Tervooren 2006: 16) wie

subjekttheoretische Verengungen der zur Jahrtausendwende in Konjunktur stehenden mikrosoziologischen Zugänge zu bemängeln (vgl. Maihofer 2002). Zum einen bleibt der machtvollere Rahmen struktureller wie kultureller Ungleichheiten auffallend unterbelichtet, zum anderen die Frage nach situationsübergreifenden Kontinuitäten des Geschlechtlichseins unbeantwortet.

Auch in dezidiert erziehungswissenschaftlichen Studien sind seit den 2000er Jahren explizit sozialisationstheoretische Argumentationen in den Hintergrund getreten. Hier stehen sie im Schatten einer Konjunktur bildungstheoretischer Überlegungen, die entsprechend dem historisch vermittelten Gehalt des Bildungsbegriffs einer Begründungsperspektive folgend den kritisch-reflexiven Aspekt der Selbst- und Weltverhältnisse fokussieren (müssten). Demgegenüber zielen Fragen, die unter dem Begriff der Sozialisation gestellt werden, einer Beobachtungsperspektive folgend auf die Mechanismen, Voraussetzungen und Folgen der alltäglichen Vorgänge, durch die Heranwachsende nicht nur gesellschaftsfähig, sondern zugleich auch geschlechtlich werden und dies ihr Leben lang bleiben: Wie verarbeiten die Einzelnen die sie umgebende Realität in produktiver Weise und entwickeln dabei für bestimmte soziale Gruppen charakteristische Denk-, Fühl- und Verhaltensweisen? Wie machen sie sich im Prozess ihrer Identitätsbildung vorgefundene Standards zu eigen, unterwandern diese dabei aber auch und arbeiten sie um? Sozialisationsprozessen wird die Aufgabe der Integration des Individuums in die Gesellschaft zugeschrieben. In einer Verbindung aus wissenschaftlichem Programm und politischem Veränderungsinteresse richtet sich das Erkenntnisinteresse des mit der ‚realistischen Wende‘ der Erziehungswissenschaften in den 1960er Jahren eng verbundenen Sozialisationsparadigmas auf Fragen nach Bedingungen wie Verhinderungen von Emanzipation und damit nach möglichen Ansatzpunkten von Veränderung (vgl. Hagemann-White 2004: 147).

Begreifen wir geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung als einen vielschichtigen Diskurs, der sich durch unterschiedliche Referenztheorien und die Untersuchung einer großen Bandbreite von Sozialisationsfeldern wie -aspekten auszeichnet, der zugleich aber auch durch kontroverse Debatten und eine immer wieder gegebene Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen gekennzeichnet ist (vgl. Metz-Göckel 2007: 135ff.), dann ist die gegenwärtige Distanz gegenüber dem Sozialisationsbegriff bei aller nachvollziehbaren Kritik an spezifischen Verkürzungen, Widersprüchen und Ausblendungen innerhalb der diesbezüglichen Debatte nur bedingt nachvollziehbar. Im Folgenden möchte ich daher untersuchen, inwiefern die Aufnahme neuer, insbesondere kulturtheoretischer Perspektiven zu begrifflichen Differenzierungen und Transformationen der aktuellen Debatte in der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung geführt hat, die zugleich zentrale Fragestellungen und Herausforderungen einer geschlechtsbezogenen Sozialisationsforschung berühren, und als ein transformierender Beitrag zu derselben begriffen werden kann.

Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass die Kritik an einer ‚Vereindeutigung‘ von Geschlecht deutlich langsamer und in geringerem Ausmaß als die Essentialismus- und Homogenisierungskritik Resonanz in der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung findet. Zwar nehmen seit den 2000er Jahren solche Analysen zu, die Interaktionen, Praxen und Repräsentationen der Geschlechterdifferenzierung mit Blick auf mehrere soziale Kategorien untersuchen. Nicht selbstverständlich sind diese – zunehmend unter dem Begriff der Intersektionalität auftretenden und die Multidimensionalität von über verschiedene Differenzkategorien konstituierten Identitäten untersuchenden – Zugänge jedoch so orientiert, dass sie vorherrschende Vereindeutigungen auf der Ebene von Geschlecht (im Sinne von *sex*, *gender* und Begehren) dekonstruieren (können) (vgl. kritisch Hartmann 2006, Tuidier 2012). Um Mehrdeutigkeiten, Ungleichzeitigkeiten und Kontingenzen von Geschlechtsidentitäten und -körpern zu erfassen, greifen in den letzten 15 Jahren daher immer mehr Studien auf poststrukturalistische Theorien zurück, wie sie insbesondere über die Rezeption der Schriften Judith Butlers und das Konzept von Heteronormativität Eingang in die erziehungswissenschaftliche Debatte gefunden haben und im Anschluss daran etwa mit dem Diskursbegriff Michel Foucaults, einem Verständnis von Dekonstruktion nach Jacques Derrida und/oder dem Begriff der Performativität arbeiten. Mit Judith Butlers Verständnis von Geschlecht als „eine Praxis der Improvisation im Rahmen des Zwangs“ (Butler 2009: 9) ist es möglich, Geschlecht als eine Aktivität zu begreifen, die über Sozialität bedingt ist sowie gebunden an die Wirkkraft „soziale[r] Normen, die unsere Existenz bestimmen“ (ebd.: 10). Mit Butlers Konzentration auf die Gleichzeitigkeit von normativer Beschränkung und verändernder Handlungsfähigkeit des Subjekts, mit ihrer Frage, in welcher Art und Weise die Konstruktion heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit als ein Ineinander von normativen Zwängen und von Transformationen derselben begriffen werden kann, sind, so die hier vertretene These, Anschlussmöglichkeiten für grundlegende sozialisationstheoretische Fragestellungen auf diskurs- und praxistheoretischer Ebene ebenso gegeben wie den genannten Kritikpunkten der Debatte konstruktiv begegnet.

Meine weiteren Ausführungen folgen der Frage, welche konkreten Beiträge die Überlegungen Judith Butlers und die Erkenntnisse der im Anschluss an ihre Theorien durchgeführten Studien zur Debatte um die Sozialisation von Geschlecht leisten und welche theoretische Relevanz sie dabei mit Blick auf die geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung entfalten. Wo sind Anschlüsse, wo Widersprüche zwischen Butlers Ansatz und den von ihr inspirierten Studien zu der Debatte über Sozialisation in der Geschlechterforschung festzustellen? Worin genau liegen die theoretischen Verschiebungen und welche Bedeutung kommt ihnen für das Verständnis des Geschlechtlichwerdens und -seins zu?

1 Soziale Normen, die unsere Existenz bestimmen – Hauptreferenzpunkte in Butlers Gendertheorie¹

In einem ersten Schritt sollen die Gedanken Judith Butlers zum ‚Mechanismus‘ von Geschlecht skizziert werden, die als geeignete Bezugspunkte für sozialisationstheoretische Überlegungen erscheinen. Es sind ihre diskurstheoretischen Perspektiven, die ausgehend von einer Verknüpfung von Sprache, Wissen, gesellschaftlicher Macht und individuellem Bewusstsein im Rahmen post-strukturalistischen Denkens einen Zugang zu geschlechtlichen Subjekten ermöglichen,² der diese als materialisierte Effekte diskursiver Strukturen zu begreifen vermag. Butler (1991: 27) folgend gibt der hegemoniale Geschlechterdiskurs heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit einen Vorstellungshorizont für Erfahrungen und Identitäten vor und übt in seiner binären Strukturierung den Effekt einer „zwanghaften Einschränkung“ auf die Darstellungs- und Wahrnehmungsmuster aus. Dabei eröffnen Diskurse den Möglichkeitsraum, in dem Subjekte Lebensfähigkeit erlangen. Diskurse produzieren Subjekte, indem sich diese über jene identifizieren und jene diese durchdringen. Butler vertritt die These, dass wir über Handlungen, Gesten und Sprache entgegen der vorherrschenden Vorstellung von Repräsentation nicht eine wesenhafte oder natürliche Geschlechtsidentität ausdrücken, sondern dass es demgegenüber die Performativität der Geschlechtsidentität ist, die nachträglich selbst die Illusion eines geschlechtlichen Kerns, die Wirkung einer weiblichen oder männlichen Essenz hervorbringt. Entsprechend konzeptualisiert Butler das Subjekt als eines, das durch performative Wiederholung bestehender Bedeutungen, Konventionen und Normen möglich wird und über seine Praxen erst als solches entsteht. Motor dieses Prozesses ist ein letztlich nie zu erreichendes normatives Ideal, das sich über Prozesse der „Sedimentierung“ historisch unterschiedlicher Möglichkeiten des Geschlechtlichseins in Form „leiblicher Stile“ materiell realisiert (ebd.: 206). Über die als kohärent gesetzte Triade *sex-gender-desire* spielen Praktiken des sexuellen Begehrens eine wesentliche Rolle im Prozess der Hervorbringung binärer Geschlechtlichkeit. In diesem Sinne erweist sich Geschlechtsidentität als ein Set von Handlungen bzw. Akten, über die Körper in ständiger Wiederholung „zu kulturell erzeugten Formen der Geschlechtsidentität stilisiert werden“ (ebd.). Insofern kommt dem Körper, seinen Gesten, Bewegungen und Stilen zentrale Bedeutung bei der Konstituierung von Geschlecht zu. In einer prozesshaften Materialisierung über die Zeit entwickeln heteronormative Geschlechterdiskurse eine Beharrlichkeit in der

1 Teile dieser Überlegungen sind ausführlicher publiziert in Hartmann (2012).

2 Steht der Subjektbegriff für die kulturelle Form, in der die Einzelnen auf geistiger, körperlicher und affektiver Ebene gesellschaftliche Wesen werden, wird mit den Begriffen der Subjektivität und Identität die Art und Weise gefasst, sich selbst zu begreifen (vgl. Reckwitz 2008: 17).

Tiefe des Körpers. Butler versteht auch das biologische Geschlecht als „eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert“ (1995: 22) und bietet somit ein Verständnis von Geschlecht an, bei dem *sex* schon immer *gender* ist (Butler 1999: 11).

Mit dem Modell der Performativität von Geschlecht macht Butler nicht nur den konstitutiven Zwang zu einer kohärenten Geschlechtsidentität nachvollziehbar, sie betont darüber hinaus auftretende Instabilität und Diskontinuität und damit die Möglichkeit, kontingente, d.h. zufällige Verbindungen zwischen *sex*, *gender* und Begehren zu stiften, beispielsweise *sex* weiblich und *gender* männlich zu leben. Als deutliche Öffnung einer reproduktionslogisch ausgerichteten Sozialisationsperspektive interpretierbar – und in expliziter Weiterentwicklung des in körperbezogenen Sozialisationstheorien viel beachteten Ansatzes von Pierre Bourdieu – betont Butler, wie durch die Mehrdeutigkeit jedes Diskurses und den Zwang zu ständiger Wiederholung auch der Körper mit seinen Praxen und seiner Materie durch eine prinzipielle Fragilität und Irritierbarkeit gekennzeichnet ist. Sie geht davon aus, dass wir „gewissermaßen gezwungen [sind], die regulierenden Bedingungen des Geschlechts ständig zu wiederholen, *wie* aber diese Wiederholung vor sich geht, ist teilweise offen“ (Butler 1993: 10; Hervorh. i. Orig.). Zentral im Konzept der Performativität ist die mit der Zitatförmigkeit verbundene Neubedeutung, das Wiederholen von Vorausgegangenem mit dem hierin angelegten Potential zu Erweiterung, Verschiebung und Resignifikation, die Chance, „aus dem Begriff der Geschlechtsidentität als Wirkung produktiven Zwangs Handlungsfähigkeit ab[zu]leiten“ (Butler 1995: 15). Körper erweisen sich so gesehen als Orte kultureller Interpretation, als Felder „für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten“ (ebd.: 11).

Den Ansatz der Performativität weiterentwickelnd verweist Butler (ebd.: 129ff.) auf das Unbewusste als Sitz verworfener Geschlechtlichkeit wie auf den phantasmatischen Charakter der Identifizierung. In Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse argumentiert sie, dass Performativität psychisch gerade von den Identifikationen und Begehrenslinien orchestriert wird, die die Performativität nicht ausdrücken kann bzw. darf. Sie arbeitet heraus, wie zentral gerade verweigerte Bindungen und verweigerte Identifizierungen für die Performativität des Geschlechts sind. In Abgrenzung zu klassisch psychoanalytischen Ansätzen, die Identifizierung gleichgeschlechtlich und Begehren gegen geschlechtlich konzipieren, vertritt sie die These, dass wir letztlich nicht in der Lage sind, in Fragen der Identifikation und des Begehrens nach einem Entweder-oder-Prinzip zu funktionieren (ebd.: 138). So verstanden handelt es sich bei Weiblichkeit und Männlichkeit um Positionen, die mit der Heterosexualisierung des Begehrens entstehen, die Möglichkeiten des anderen Geschlechts verwerfen und vom Verbot der Homosexualität geleitet sind. Zentral wird die Figur des konstitutiven Außen (ebd.: 23). Mit dieser ist eine grundlegende Ab-

hängigkeit der einen Position von der jeweils anderen gegeben. Das vorherrschende Verständnis von geschlechtlicher wie sexueller Identität als ein Entweder-oder erweist sich als kulturelle Fiktion, Differenz – nicht Einheit – als deren konstitutives Element.

Für ein permanentes unabgeschlossenes Werden stehend, greift das Konzept der Performativität somit drei für die Konstitution des geschlechtlichen Subjekts relevante Ebenen auf – die der Handlung, des Körpers und der Psyche. Insofern erscheint es dafür geeignet, der Kritik Andrea Maihofers (2002) zu folgen und die Frage nach dem Subjekt, dessen Körper und Seele als materielle Realität sozialer Praxen hervortreten, in der Debatte um Sozialisation nicht länger zu marginalisieren. Wie im poststrukturalistischen Diskurs Judith Butlers erweisen sich die Begriffe von Subjekt, Handlung und Begehren auch für die Sozialisationsdebatte als zentral. Der theoretisch bedeutsame Unterschied liegt in Butlers Betonung des normativen Gehalts von Geschlecht als gesamtem (*sex & gender*) sowie darin, dass das Subjekt bei Butler weder vor seinen Handlungen existiert – und damit nicht einfach mehr oder weniger frei über diese bestimmen kann –, noch von seinen körperlichen Akten oder seiner psychischen Begehrensstruktur getrennt gesehen werden kann. Normative Vorgaben, symbolische Ordnungen und Machtverhältnisse schreiben sich nicht einfach in das Subjekt ein, das Subjekt ist vielmehr aktiv an seinem machtvollen Konstitutionsprozess beteiligt. Dabei werden normative Diskurse nicht einfach reproduziert. Butler betont mit dem Konzept der Performativität ein auf verschiedenen Ebenen angesiedeltes Veränderungspotential. Zwar größtenteils durch Unberechenbarkeit gekennzeichnet, bietet dieses – gleichwohl im Horizont diskursiver Rahmung – auch Raum für reflexive Veränderung und somit begründete Anschlussmöglichkeiten von Bildungs- an Sozialisationsfragen.

Im Weiteren soll aufgezeigt werden, wie Butlers Konzept der Performativität, verstanden als „*sensitizing concept*“ (Fritzsche 2001), Eingang in empirische Untersuchungen findet, wie darüber theoretisch bedeutsame Verschiebungen für die Sozialisationsforschung fruchtbar gemacht und neue Erkenntnisse zum Prozess des Geschlechtlichwerdens gewonnen werden können. Im Kontext der deutschsprachigen erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung liegen bislang erst wenige empirische Studien vor, die Prozesse des Geschlechtlichwerdens mit Rückgriff auf die Theorien Judith Butlers bearbeiten und deren Potentiale für sozialisationstheoretische Fragestellungen herausstellen. Die weitere, auf entsprechende Arbeiten zielende Auswahl folgt zugleich den Kriterien, unterschiedliche Altersgruppen und Sozialisationsfelder zu berücksichtigen sowie anhand der vorgestellten Beispiele einen möglichst breiten Einblick in eine Art „Lexikon für die Geschlechterkomplexität“ (Butler 2002: 6) zu ermöglichen. So entsteht eine Auswahl an Studien, die verschiedene weitere theoretische Bezüge herstellen, mehr oder weniger ausgeprägt auf Butlers Theorien – und dabei auf jeweils verschiedene

Aspekte derselben – zurückgreifen und sich auch forschungsmethodologisch deutlich voneinander unterscheiden. Diese Unterschiede im Einzelnen darzustellen, würde den Rahmen dieser Publikation sprengen.

2 ‚Einüben‘ statt ‚Werden‘ – Elemente und Erkenntnisse einer performativen Sozialisationstheorie

Studien, die den Körper und seine Praxen als einen Ort der Auseinandersetzung mit geschlechts- und begehrensbezogenen Normen in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung stellen, gelingt es mithilfe von Butlers Theorie des Performativen, mikrosoziologische Betrachtungen mit Fragen der Subjektwerdung zu verbinden. Die dabei nachgezeichneten geschlechts- und begehrensbezogenen Praktiken von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen lassen in unterschiedlichem Ausmaß Spielräume im Feld heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit sichtbar werden. Diese sind im Alltagshandeln im Rahmen allgemeiner öffentlicher Räume wie auch in subkulturellen Orten bzw. ritualisierten Ausnahmesituationen in jeweils spezifischer Form nachweisbar.

Mit ihrer ethnografischen Studie „Im Spielraum von Geschlecht und Begehren“ kommt Anja Tervooren (2006) das Verdienst zu, als eine der ersten zentrale Aspekte der Theorien Butlers nicht nur aufgegriffen, sondern in einer Wechselbeziehung von empirischen Erkenntnissen und sozialisationsbezogenen Überlegungen zu einer „Skizze einer performativen Sozialisationstheorie“ (ebd.: 9) weiterentwickelt zu haben. Dabei zeigt Tervooren, wie mit Butlers Konzept der Performativität das konstitutive Verhältnis der untersuchten Kinder zu gesellschaftlichen Normen der Geschlechtsidentität herausgearbeitet werden kann, ohne ihnen ihre Handlungsfähigkeit abzuspochen. Davon ausgehend, dass Sozialisation adäquat weder als ein passiver Prozess noch als ein in souveräner Weise aktiver verstanden werden kann, spricht Tervooren (ebd.: 37) von einem „Aufwachsen zwischen Tun und Widerfahren“. Sie analysiert Interaktionen und Praxen im Kontext von Schule, in denen die Heranwachsenden vor dem Horizont heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit diese aufrufen aber auch unterwandern.

Im Mittelpunkt der von ihr entwickelten performativen Sozialisationstheorie steht Bourdieus Begriff des ‚Einübens‘, der das gängige sozialisationstheoretische ‚Werden‘ zu spezifizieren vermag und im Unterschied zum geläufigen Begriff des ‚Einschreibens‘ das aktive Moment des Subjekts markiert. Doch während Bourdieu die Wiederholung der körperlichen Praxen veränderungsresistent entwirft, kann mit Butlers Gedanken der Reinszenierung, für die Tervooren eine Verknüpfung der symbolischen mit der sozialen Sphäre ableitet, auch das Neue in den Blick genommen werden: „Das Einüben wiederholt

etwas, ohne dass sie [die Reinszenierung; J.H.] das Vorgegebene bloß ausdrücken würde, es zeigt sich als Transformation des Bestehenden, das ein spezifisches Verhältnis von Ähnlichkeit und Differenz generiert“ (ebd.: 23). Tervooren lässt am empirischen Material nachvollziehbar werden, wie sich die „Unterwerfung des Subjekts unter die symbolische Ordnung [...] in den Akten seines Körpers“ (ebd.: 18) vollzieht, die Bezugnahme auf vorgängige Handlungen eine ästhetische ist und sich die gesellschaftlichen Machtverhältnisse im Prozess der Verkörperung zwar allmählich im Habitus verfestigen, jedoch angesichts ihres phantasmatischen Charakters instabil und anfechtbar bleiben (ebd.: 35f.). Indem sie die wiederholende Aktivität des Subjekts, den zwingenden Charakter der Verfehlung sowie das in der Reinszenierung liegende Potential der Neuschöpfung berücksichtigt, kann Tervooren nicht nur herausarbeiten, welche Traditionen die Kinder weiterreichen, sondern auch, welche Spielräume sie beim Einüben von Weiblichkeit und Männlichkeit, von gleich- und gegengeschlechtlichem Begehren in dem Prozess, in dem sie „immer wieder zu Mädchen und Jungen werden“ (ebd.: 37), nutzen.

So kommt Tervooren zu der Erkenntnis, dass viele Mädchen „sich auch im Alltag an den Geschlechterinszenierungen der Jungen [orientieren; J.H.], während letztere Weiblichkeit nur spielerisch erproben, um ihre Beziehung zu dieser bald wieder zu verwerfen“ (ebd.: 225). Die von den Jungen verwendeten Spielräume erweisen sich als kleiner als die der Mädchen, aber auch Jungen finden „Mittel und Wege, Identifizierungen mit Weiblichkeit und Besetzungen homosexueller Positionierungen zu erproben“ (ebd.). Gleichzeitig arbeitet Tervooren die Fragwürdigkeit heraus, die bei Erwachsenen gängige Verknüpfung von *sex*, *gender*, Begehren und Sexualität auf Kinder zu übertragen.

Wie das Geschlecht begreift die Forscherin auch das Begehren als ereignishaft und ständig aufzuführen. So kann sie nachzeichnen, wie genussvoll die Kinder verschiedene Begehrensweisen durchspielen und wie sie, den Zwang zur heterosexuellen Positionierung erfassend, sich mit dem Tabu der Homosexualität auseinandersetzen. Anknüpfend an Butlers Betonung der Sozialität des geschlechtlichen Tuns arbeitet Tervooren die kollektive Natur wie die Bedeutung der Peer-Group als zentrales Feld der Erprobung heraus und spezifiziert so die sozialisationstheoretische Bedeutung, die der Beziehung zu anderen im Prozess des Einübens von Geschlecht in diesem Alter zukommt:

„Was bei den Mädchen über das Primat der gleichgeschlechtlichen Clique und der besten Freundin als Nähe auch zu Homosexualität nur anklingt, inszenieren die Jungen offensiv vor der Kamera. Das spielerische Aufführen homosexueller Sexualpraktiken ermöglicht ihnen, die für sie vordringlichsten Themen ihres Alters zu bearbeiten: die Setzung als männliches Ich und die rituelle Trennung vom Weiblichen, die Annäherung an Sexualität im Allgemeinen, das Verhältnis zu anderen Jungen und die Beziehung zum anderen Geschlecht.“ (ebd.: 226f.)

Tervoorens Skizze einer performativen Sozialisationstheorie erweist sich als ein gelungener Versuch, mit Rückgriff auf das Konzept der Performativität

struktur- und handlungstheoretisch orientierte Perspektiven zusammen zu denken und dabei Macht als sowohl in den Strukturen verortet als auch „von den einzelnen Subjekten in den Händen gehalten“ (ebd.: 36) wahrzunehmen. Mit den Begriffen der Resignifikation und des Phantasmatischen bereichert Ter-vooren die Sozialisationsforschung mit theoretischen Perspektiven, die es ermöglichen, Spielräume beim Einüben in das normative Geflecht heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit sichtbar und uneindeutige Geschlechterinszenierungen in ihrer Komplexität auf eine Weise erklärbar werden zu lassen, die auch innerpsychische Faktoren in ihrer diskursiven Bedingtheit berücksichtigt.

Einen kreativen Umgang mit normativen Vorgaben arbeitet auch Bettina Fritzsche (2003) in ihrer empirischen Studie zu kulturellen Praktiken des Fan-Seins bei Mädchen am Übergang von der Kindheit zur Jugend heraus. Während dieses Fan-Sein häufig als der Inbegriff von Heterosexualisierung begriffen wird, dokumentieren die Interviews mit Mädchen, die Fans von *Boy* und *Girl Groups* sind, deren aktive Auseinandersetzung mit der Geschlechterdichotomie und der Norm der Heterosexualität. Sie belegen, dass die Wirkungen entsprechender Medien auf die Mädchen keine kausalen sind, die Folgen nicht den Bedingungen ihres Sozialisationsprozesses entsprechen. Die Praxen der Mädchen erweisen sich demgegenüber als ein dynamischer Vorgang, bei dem im Zuge komplexer Begehrensverhältnisse und wechselnder Identifizierungen normative Vorstellungen ständig durchkreuzt werden.

Am Beispiel von Mädchen, die bei einem Auftritt ihre männlichen Stars imitieren und sich dabei von anderen Mädchen mit Liebeszurufen feiern lassen, arbeitet die Forscherin heraus, wie die Mädchen zugleich ein gleich- wie ein gegengeschlechtliches Begehren inszenieren. Butlers Überlegungen zur unbewussten Dimension von Geschlecht folgend macht Fritzsche Begehrenssituationen nachvollziehbar, die mit den normativen Dualitäten von männlich und weiblich, von homo- und heterosexuell nicht mehr zu begreifen sind und die – von Fritzsche als „begehrende Identifizierung“ und „identifikatorisches Begehren“ begriffen – die vorherrschende Geschlechterordnung unterlaufen und zugleich „die Wirkungsmacht der heterosexuellen Matrix“ bestätigen (ebd.: 94).

Fritzsche vertritt die These, dass die „Fragilität einer kohärenten Geschlechtsidentität“ für Kinder in der Übergangsphase zur Adoleszenz offensichtlich deutlicher wahrnehmbar ist als für Erwachsene, weswegen die beginnende Adoleszenz als ein „Raum für Unsicherheiten und Ängste, jedoch auch für einen besonders kreativen Umgang mit dem Gesetz“ einzuschätzen ist (Fritzsche 2004: 88). So berichtet ein zu ihrem Fan-Sein interviewtes Mädchen von dem Gerücht, dass ihre Boygroup eigentlich aus Mädchen bestünde. Die Sorge dieses Mädchens, die *boys* könnten *girls* und ihr Begehren womöglich lesbisch sein, wertet Fritzsche als Hinweis darauf, dass es dem Mädchen um die mit der männlichen Geschlechtsidentität der *boys* einhergehende heterose-

xuelle Symbolisierung ihres Fan-Seins geht. Die Forscherin erkennt das sexuelle Selbstverständnis des Mädchens als eines, das nicht von natürlichen Gegebenheiten ausgeht, sondern durch Suchbewegungen charakterisiert ist. Fritzsche arbeitet eine variantenreiche Bewegung des Annäherns an und Entfernens von normative(n) Vorlagen heraus und lässt so ein performatives Einkreisen der sexuellen Identität sichtbar werden. Der Rückgriff auf Butlers Theorie der Performativität ermöglicht es auch Fritzsche, sozialisationsrelevante Zusammenhänge auf der Ebene von Geschlecht und Begehren in einer Komplexität zu analysieren, die quer zu einer vereindeutigenden Entweder-oder-Matrix liegt.

Wie das Verworfenen auch im Erwachsenenleben einen ritualisierten Raum erhalten kann, macht Kerstin Bronner (2011: 35) in ihrer Studie nachvollziehbar, die „meist unbewusst, temporär und spontan“ sich vollziehende „Gender-spiele“ bei Fastnachtteilnehmenden untersucht und die These vertritt, dass der über das Setting der Fastnacht gegebene Freiraum genutzt werde, um im heteronormativ strukturierten Alltag nicht zugelassenen Bedürfnissen zu folgen. Ihre ethnografische Untersuchung, wie Geschlechterbilder handlungspraktisch verhandelt werden, zeigt u.a., inwiefern „Hexenrolle und -kostüm“ experimentelle Möglichkeitsräume für homosoziale und -erotische Kontakte und Körperlichkeiten eröffnen, die außerhalb derselben zwischen Männern als kaum realisierbar erscheinen (ebd.: 214). Dass die Wissenschaftler*in auf öffnende Praktiken zumeist unmittelbar folgend auch schließende Praktiken von der Person selbst oder eine*r Interaktionsteilnehmer*in beobachten kann (ebd.: 244ff.), bestätigt den auch in der besonderen Fastnachtsituation wirksam bestehen bleibenden heteronormativen Rahmen.

Deutlich in einem subkulturellen Kontext verortet, in dem das Spiel mit den Geschlechtern eine zentrale Rolle spielt, untersucht die Studie von Nadine Heymann (2014) Codes und (Körper-)Routinen der Protagonist*innen³ des Visual Kei. Deren subkulturelle Kritik an der gesellschaftlichen Ordnung artikuliert sich in einer ästhetischen Praxis und Körperlichkeit, die mehrdeutige geschlechtliche Körper und bisexuelles Begehren ermächtigen. Als diskursive Vorlagen dienen den Jugendlichen geschlechtlich veruneindegte Körper japanischer Rock-Musiker*innen. Entsprechend unterstreichen die Protagonist*innen ihre Abkehr von eindeutigen Geschlechtszugehörigkeiten über die Darstellung eines schmalen und schlanken Körpers und langer bunter Haartucht, durch auf Körper und Körpergefühl wirkende Kleidung und Accessoires sowie durch das Annehmen geschlechtlich nicht markiert wirkender japanischer Namen. Auch von der Möglichkeit einer „Umgewöhnung“ in ein anderes Geschlecht ausgehend (ebd.: 244) signalisieren sie ein Verständnis ihres Körpers als gestaltbares Instrument und ihrer Identität als veränderbar.

3 Die Protagonist*innen des Visual Kei bestehen der Perspektive der Forscher*in folgend vor allem aus Mädchen sowie aus einigen transgeschlechtlichen Jungen und wenigen cis-männlichen Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen.

Heymann interessiert sich für Subjektformen, die sich in körperlichen Handlungen bilden. Sie konzeptualisiert die Effekte wiederholender Praxis – Butler in Anschluss an und Abgrenzung von Bourdieu folgend – mit der „Denkfigur der Sedimentierung“ (ebd.: 221), wobei sie sowohl die mögliche Stabilisierung wie auch das gegebene Potential der Transformation betont. Selbst verschoben zu hegemonialen Geschlechternormen liegend, entfalten die Praktiken des Visual Kei in ihrer Wiederholung nun jedoch einen stabilisierenden Niederschlag in einer subkulturellen Normalität, die über subkulturelle „Kreisläufe der Anerkennung“ (ebd.: 221f.) uneindeutige Subjektpositionen mit subkulturellem Kapital privilegiert. Als der herrschenden Ordnung widerstreitend erweist sich im Visual Kei auch das Begehren. Bisexualität ist konstitutiv für das Selbstverständnis in dieser Subkultur, das Schreiben von Boys’ Love Mangas eine beliebte Praxis. Dabei handelt es sich um von und für Mädchen sowie häufig von ihnen gemeinsam verfasste pornografische Liebesgeschichten über schwule Jungen und Männer, die zart und feminin gezeichnet sind. In der Gleichzeitigkeit von Identifikation und Begehren gegen die Regeln der symbolischen Ordnung verstoßend, interpretiert Heymann Boys’ Love Mangas als eine Selbstermächtigungsstrategie der diese Praxis ausführenden Mädchen. Diese besetzen Sexualität nicht nur positiv und vermögen im Erfinden der Geschichten den Umgang mit Liebe, Begehren und Sexualität zu erproben; in der „ritualisierten Wiederholung wird die Synchronität zwischen sexueller Identität und Begehren“ zugleich auch in Frage gestellt (ebd.: 186). Die Auseinandersetzungen mit normativen Vorlagen erfolgen im Visual Kei insbesondere auf körperlicher, visueller und ästhetischer Ebene. Da die Forscherin sie dagegen kaum auf rationaler oder reflexiver Ebene findet, spricht sie von widerspenstigen, nicht jedoch von widerständigen Praxen (ebd.: 223).

Auch lassen sich Brüche zwischen Praxen und Sprache der untersuchten Protagonist*innen feststellen. Nur wenige verwenden Begriffe wie transgeschlechtlich, transsexuell oder trans* zur eigenen Verortung. Die meisten können mit diesen Bezeichnungen kaum etwas anfangen und greifen in der Selbstbeschreibung auf im dichotomen Denken verhaftete Begriffe wie ‚kerlig‘ oder ‚androgyn‘ zurück. In Ermangelung einer alternativen Sprache für ihre Selbstverortung quer zu heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit entsteht ein auffallendes Spannungsverhältnis zwischen einem unreflektierten praktischen Wissen auf der einen und dem dominanten gesellschaftlichen Wissen, an dem die Protagonist*innen sprachlich partizipieren, auf der anderen Seite.

Wie zugleich an das subkulturelle Feld herangetragene Begriffe wie Trans* scheitern können, macht Heymann am Beispiel von Mero deutlich, der eine Personenstandsänderung anstrebt Testosteron nimmt und eine operative Entfernung der Brust plant. Er begreift sich als „von geburt an ein junge“ (ebd.: 53) seiend und weist die Annahme der Forscherin zurück, als Mädchen sozialisiert worden zu sein. Mit Butler lässt sich dies als eine Normaneignung lesen, „die sich gegen deren geschichtlich sedimentierte Wirkungen richtet“

und, als auflehnendes Moment interpretiert, die „Zukunft durch den Bruch mit der Vergangenheit begründet“ (Butler 1998: 225). Doch wie der Begriff ‚Trans*‘ in dieser Forschungssituation scheitert, vermag auch die Bezeichnung ‚Junge‘ die spezifische Lebenslage von Mero letztlich nicht zu fassen. Butlers kritischer Haltung gegenüber kulturellen Bedeutungen und Kategoriensystemen folgend kann Nadine Heymann (2014: 286) mit ihrer Studie überzeugend aufzeigen, wie auch „theoretische Konzepte und Kategoriensysteme in der Konfrontation mit den Widersprüchlichkeiten und Mehrdeutigkeiten sozialer Wirklichkeit brüchig werden können“. Will Sozialisationsforschung der in ihrem Forschungsdesign angelegten Tendenz der Vereindeutigung begegnen, gilt es daher nicht nur offen zu sein für die Praxen, die üblicherweise durch die Raster der gängigen Ordnung fallen, wie für die Vielfalt an geschlechtlichen und sexuellen Existenzweisen, sondern genau hier mit der Praxis der Kritik anzusetzen und in diesem Sinne die Kategorien selbst als situiert, prozesshaft und offen für neue Bedeutungen zu konzeptualisieren.

In einer die Debatte dynamisierenden Weise gelingt es den in diesem Abschnitt vorgestellten Studien nicht nur werdende und seiende, sondern auch verworfene bzw. in unterschiedlichen Kontexten in verschiedener Weise doch lebbare nicht-normative geschlechtliche und sexuelle Praxen und Existenzweisen sichtbar und in ihrer Hervorbringung als einen Mechanismus von Gender nachvollziehbar zu machen. Der dekonstruktiven Perspektive Butlers folgend, der entsprechend die Ausschließungslogik von Normen auf das verweist, was sich diesen nicht fügt, verschiebt sich mit Rückgriff auf ihre Theorie das Erkenntnisinteresse der Sozialisationsforschung auch auf die Geschlechtergrenzen und die Möglichkeiten zu deren Verschiebung. Deutlich öffnen die auch in Verbindung mit weiteren Theorien entwickelten Studien den Blick auf Praxen, die nicht in der hegemonialen Ordnung aufgehen. Dabei leistet der in den Studien vorgenommene Bezug auf Butlers Konzept der Performativität einen Beitrag dazu, sowohl die Reproduktion als auch den Wandel der gesellschaftlich-kulturellen Ordnung systematisch zu erfassen und empirisch zu konkretisieren, in welcher Weise normative Vorgaben zugleich Spielräume für eine verändernde Praxis enthalten. Das bereichernde Moment für die Sozialisationsforschung liegt in der theoretischen Sensibilisierung für die dem Sozialisationsprozess inhärenten Bedingungen und Grenzen der Möglichkeit der Transformation von stets mit normativen Diskursen verbundenen Praxen und Identitätsmustern. Mit der Möglichkeit der Verschiebung von Geschlechtergrenzen kommt nicht nur eine real gelebte Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Subjektpositionen und damit zusammenhängend komplexer Begehrens- und Identifizierungsverhältnisse in den Blick. Die vorgestellten Studien zeigen, wie es darüber hinaus möglich ist, über Zugänge, die sich mit gender- und heteronormativen Vorgaben auseinandersetzen und zugleich deren Überschreitung untersuchen, auch der kritisierten Tendenz zur Vereindeutigung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit in der Sozialisationsforschung zu begegnen: „So gerät

die Brüchigkeit des Sozialisationsprozesses, die zwischen der Auseinandersetzung mit abstrakten Geschlechternormen und deren notwendigem konstitutivem Verfehlen in ihren eigentlichen Aufführungen angesiedelt ist, in den Blick“ (Fritzche/Tervooren 2006: 159). Es ist die mit der Theorie der Performativität gegebene Fokussierung auf die Spielräume von Geschlecht, die es ermöglicht, sich der Pluralität von Geschlechtsidentitäten auf der Ebene der Geschlechterdimensionen selbst zuzuwenden und damit einer Komplexität von Geschlecht, wie sie durch Butlers Überlegungen zur Kontingenz von *sex*, *gender* & *desire*, zur inhärenten Differenz als konstitutivem Bestandteil von Identität sowie zur zeitlichen Instabilität von Geschlechtlichkeit aufgrund der Notwendigkeit wiederholter Reartikulationen des Subjekts als kennzeichnend für Geschlecht verstehbar wurde.

Eine entsprechend weiterentwickelte performative Sozialisationstheorie stellt Unterschiede nicht einfach reproduzierend fest, sondern lässt sie in deren Machtförmigkeit wie Kontingenz und Beweglichkeit nachvollziehbar werden. Strukturierende Machtverhältnisse werden weder verleugnet noch hypostasiert, dafür aber subversive Möglichkeitsräume des Sozialisationsprozesses mit in den Blick genommen und non-konforme Uneindeutigkeiten, Brüche und Verschiebungen in den Praxen oder – wie im nächsten Kapitel aufgegriffen – in erzählten Lebensgeschichten beschreib- und erklärbar gemacht.

3 Dynamisch und dezentriert – lebensgeschichtliche Dimensionen und die Wechselseitigkeit von Differenzkategorien

Lebensgeschichten gelten als Orte biografisch erfahrener oder sich im Erzählen vollziehender Lern- und Veränderungsprozesse. So verstanden ermöglichen sie es nachzuvollziehen, wie vielfältig wiederholte Praxen und Diskurse sich im Laufe der Zeit zu dauerhafteren Strukturen des Seins und zu Selbsttheorien verfestigen sowie aktuelle Selbstpräsentationen orchestrieren; wie folglich auch heteronormative Zweigeschlechtlichkeit konserviert oder beispielsweise im Falle spezifischer Lebenserfahrungen transformiert wird. Im Folgenden soll anhand einer empirischen Studie erörtert werden, mit welchem Erkenntnisgewinn die für die Sozialisationsforschung wesentlichen Dimensionen der Lebenszeit und -geschichte mit Butlers diskurstheoretischer Fassung von Geschlecht zusammengeführt werden können. Einem entsprechenden Zugang folgt Marc Thielen (2009) in seiner Studie über in Deutschland lebende iranische Männer, die aufgrund ihrer ‚sexuellen Orientierung‘ ihr Herkunfts-

land verließen. Die Studie macht nachvollziehbar, wie transkulturelle Erfahrungen zu biografisch veränderten Konstruktionen von Männlichkeit und Sexualität im Migrationskontext führen.

Butlers Theorie der diskursiven Konstruktion von Identitäten mit narrativem Interviewmaterial zusammenführend kann Thielen herausarbeiten, wie sich die Akteure „in ihren biografischen Erzählungen immer wieder auf fertige Muster, auf Identitätshülsen, die ihnen in den unterschiedlichen Kontexten der Herkunfts- und Zielgesellschaften offeriert werden“, beziehen und wie sie diese identifizierend aneignen, aber auch modifizierend verschieben. Als zentral für das eigene sexuelle Selbstverständnis erweisen sich die unterschiedlichen Diskurse zu gleichgeschlechtlichem Begehren, mit denen die Interviewten in bedeutenden Phasen ihres Lebens in Kontakt kommen. Vor dem Hintergrund familiärer Sozialisationserfahrungen in Kindheit und Jugend, die ausschließlich durch heterosexuelle Normalitätsvorstellungen charakterisiert waren, ist für die Interviewten ein lebensgeschichtlicher Rahmen gegeben, der ihre weitere biografische Arbeit strukturiert. Thielen arbeitet heraus, wie bei einigen der Interviewten ihre im Erwachsenenalter im Iran gelebte Sexualität zwischen Männern zunächst nicht mit einer identitären Subjektverortung oder Lebensweise einhergeht und erst durch die Konfrontation mit verschiedenen Sexualitätsdiskursen und durch die Aneignung vorgefundener Identitätskonzepte in der Migration ein verändertes sexuelles Selbstverständnis sowie eine Lebensweise mit gleichgeschlechtlichen Liebesbeziehungen auftritt (ebd.: 170).

Gleichzeitig erleben die Akteure diese neue Selbstverortung subjektiv ganz unterschiedlich. Die Evaluation reicht von der Verstärkung erlebter Traumatisierungen durch den homogenisierenden Sexualitätsdiskurs der Einwanderungsbehörde über innere Konflikte angesichts eigener verfestigter heteronormativer Normalitätsvorstellungen bis hin zu einer – als über Bildungsprozesse mittels Literatur, Filme und Kontakte zur schwulen Subkultur ermöglicht beschriebenen und positiv bewerteten – Identifikation als ‚schwul‘ mit einer späteren – vermutlich über die Teilhabe an entsprechenden Debatten orchestrierten – Distanzierung von zunehmend als einschränkend erlebten Identitätsmodellen hin zu einem offenen geschlechtlich-sexuellen Selbstverständnis. Thielen verdeutlicht, dass die vielfältigen Lebensweisen, über die sich die interviewten Männer begreifen, kaum in den dominanten Sexualitätsdiskursen – weder des Herkunfts- noch des Ziellandes – aufgehen. Insbesondere am Beispiel der als „Geschichte reflexiver Identitätsentgrenzung“ (ebd.: 155ff.) porträtierten Biografie zeigt sich, wie innerhalb einer Lebensgeschichte verschiedene sexuelle Selbstverortungen eingenommen werden können und wie wenig sich Begehren „als eine stabile Größe begreifen“ lässt, „die zu einem bestimmten biografischen Moment feststeht“ (ebd.: 219).

Sind Diskurse über Subjekte „für die *gelebte* und *aktuelle* Erfahrung eines solchen Subjekts konstitutiv“ (Butler 1993: 132; Hervorh. i. Orig.) und entstehen spezifische Selbstverständnisse, Handlungsstrategien und Lebensweisen im untrennbaren Zusammenspiel von Erfahrungen und Diskursteilhaben, dann hat sich biografieorientierte Sozialisationsforschung für die durch die Lebensgeschichten fließenden Diskurse zu interessieren, die die Interviewten aufgreifen und weitertragen und dabei gegebenenfalls auch verändern. Ein solches Subjektverständnis ist anschlussfähig an ein Verständnis von Biografie, das diese als einen „Ort oder ein generatives Prinzip der Hervorbringung sozialen Handelns und gesellschaftlicher (Differenz-)Verhältnisse“ (Dausien 2006: 30) begreift. Generiert werden in den Prozessen des Erzählens jedoch auch die Subjekte selbst, denn – so Nadine Rose (2012) – die Geschichten, mit denen die biografische Forschung arbeitet, erzählen weniger „über das Werden des Subjekts“, sondern vielmehr lässt „das Erzählen dieser Geschichte [...] das Subjekt erst *werden*, was es bereits meint zu sein“ (ebd.: 112; Hervor. i. Orig.). Dabei regen Butlers diskurs- und differenztheoretische Perspektiven die biografiebezogene Sozialisationsforschung an, das Interesse von der bisherigen Konzentration auf Verstetigung und Verfestigung nicht nur auf das mit der Verzeitlichung gegebene Potential der Verschiebung und Veränderung des Geschlechtlichwerdens zu lenken, sondern sich auch „stärker dem Uneindeutigen, dem Dazwischen und dem Widerstreitigen“ (Thielen 2009: 264) zuzuwenden. Dieses gilt es diskurstheoretisch betrachtet nun wiederum nicht als radikalen Bruch oder als jenseits bestehender Machtbedingungen lokalisiert zu verstehen, sondern als Dynamisierung in einem den Sozialisationsprozess kennzeichnenden und im Horizont heteronormativer Diskurse liegenden kontingenten Spielraum – als eine Dynamisierung, die mit Butler gesprochen als eine Art „Improvisation im Rahmen des Zwangs“ (Butler 2009: 9) zu erkunden wäre.⁴

Darüber hinaus lässt eine differenztheoretische Sensibilisierung gegenüber der Inkohärenz von Hetero- wie Homosexualität die in den Erzählungen auftretenden Widersprüchlichkeiten und Vielschichtigkeiten in ihrem ebenso unberechenbaren wie hervorbringenden Charakter begreifen. Entsprechend kann

4 Im Unterschied zu den bildungstheoretischen Anknüpfungen an Butlers Theorieprogramm von Nadine Rose und Hans-Christoph Koller (2013) würde ich diese Improvisationen nicht ohne weitere Differenzierung als Bildungsbewegungen kennzeichnen und weiter prüfen wollen, welche Art von Verschiebung oder Transformation entsprechend welcher Kriterien als Sozialisation und welche als Bildung qualifiziert werden kann bzw. sollte. Butler (1995: 15) selbst nimmt keinen Bezug auf den Bildungsbegriff, setzt jedoch bspw. den Begriff der Handlungsfähigkeit nicht für jedwede Verschiebung ein, sondern explizit für eine „kritische Umarbeitung der offensichtlich konstitutiven Geschlechtnormen“ im Prozess der Wiederholung. Damit bindet sie Subversion an ein reflektiertes Wiederholen, gleichwohl sich auch diese Reartikulation weder als voluntaristisch noch als völlig kontrollierbar erweise. Wünschenswert erscheint mir eine weitere Auslotung der theoretischen Überschneidungen von bzw. Grenzlinien zwischen sozialisations- und bildungstheoretischen Fragen, die einer dualistischen Sicht auf Macht/Reproduktion und Befreiung/Transformation widersteht.

Thielen den dynamischen Charakter von geschlechtlich-sexuellen Lebensweisen in der Migration und deren Dispersion an den Kreuzungen verschiedener Differenzen rekonstruieren, ohne identitätslogische Kurzschlüsse zu produzieren. Zugleich verdeutlicht die Studie, wie vermessend es wäre, mit westeuropäischen Zielgesellschaften der Migration verbundene Sexualitätsdiskurse als per se emanzipativ zu begreifen. Thielen arbeitet heraus, wie sich Heteronormativität hier auch in Verknüpfung mit Rassismus konstituiert und das angebotene Identitätskonzept einer schwulen Identität auch als sexuelle Reglementierung begriffen werden kann (ebd.: 166). So weist die Studie nicht nur Homogenitätsmythen über die vermeintlich patriarchal-konservative Sexualität von Migranten zurück, sie legt auch wiederholt den Abschied von der Idee nahe, es gäbe so etwas wie „universell gültige, eindeutig katalogisierbare sexuelle Orientierungen“ (Castro Varela/Dhawan 2009: 106).

Marc Thielen's Studie macht nachvollziehbar, wie sich in der wechselseitigen Bedingtheit verschiedener Differenzkategorien uneinheitliche, zum Teil widersprüchliche Diskurse und kulturelle Codes vermischen. Entsprechende konzeptionelle Verschiebungen vermögen Sozialisation als einen vielschichtigen Prozess auszuweisen, der nicht nur nicht für alle gleich verläuft, sondern vielmehr vielfach nach situativen, sozialen, (sub)kulturellen, institutionellen, biografischen, geografischen, politischen und historischen Kontexten und damit zusammenhängenden Ordnungsverhältnissen zu differenzieren ist und das Nachdenken über ‚Geschlechtlichwerden und -sein‘ entsprechend weiter qualifiziert. Zusätzlich finden sich in Thielen's Studie Hinweise auf die Bedeutung, die Bildungsangeboten im Prozess der Sozialisation zukommen kann. Diesem Aspekt soll im Folgenden weiter nachgegangen werden.

4 Gender-non-konforme Positionierungen – pädagogische Herausforderungen auf dem Weg zu einer neuen Geschlechterkomplexität

Interessiert sich Sozialisationsforschung, einem politischen Impetus folgend, auch für Fragen nach den Möglichkeiten von Emanzipation, der Lebbarkeit alternativer Geschlechtsordnungen und dem produktiven Beitrag, den (pädagogische) Bildung hierzu leistet, dann hat sich erziehungswissenschaftliche Forschung reflexiv auch eigenen Ansatzpunkten und Herausforderungen zuzuwenden: Welchen Subjekten gilt die pädagogische Aufmerksamkeit, welche Ausschlüsse werden dabei – oft entgegen besserer Absicht – produziert und welche diskursiven Angebote halten mit welcher – z.T. unintendierten – Wirkung Einzug in pädagogische Prozesse bzw. sollten dies begründet tun?

Barbara Schütze (2010: 71f.) problematisiert mit Blick auf erziehungswissenschaftliche Studien, dass diese eher auf alltägliche Grenzverwischungen denn auf das Selbstverständnis und die Alltagspraxen der Menschen blicken, die sich deutlicher an der Grenze heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit verorten. Dem begegnen Studien wie die von Bettina Kleiner (2015a), die gender-non-konforme Jugendliche, die sich als lesbisch, schwul, bisexuell oder transidentisch verstehen, zu ihren Erfahrungen in der Schule befragt und dabei auf ein Feld fokussiert, das Butler folgend (2014: 183f.) in besonderer Weise durch eine Empfänglichkeit für wie eine Verletzlichkeit durch Normen entlang verschiedener Differenzordnungen gekennzeichnet ist. Diese gehen nicht nur mit Platz zuweisenden, sondern auch mit privilegierenden oder benachteiligenden Anrufungen und Zuschreibungen einher, mit denen die Einzelnen einen Umgang finden müssen, wobei sie im Bestreben, anerkannt zu sein, „bestimmte Wünsche und Sehnsüchte verleugne[n] oder zerstör[en]“ (ebd.: 185). So berichtet beispielsweise Jannes (vgl. Kleiner 2015b: 265ff.) über wiederholte homophobe Beschämungen in einer Zeit, in der er*sie sich selbst noch nicht mit Fragen geschlechtlicher oder sexueller Identität beschäftigt habe. Unter den Verletzungen leidend und von der anwesenden Lehrperson ermutigt, positioniert sich Jannes im Zuge eines Klassenvortrags zum Thema Mobbing spontan als homosexuell. Die spezifische Situation ermöglicht es ihm*ihr, hierüber eine machtvollere Position einzunehmen und das eigene Befinden in der Schule deutlich zu verbessern. Im emanzipativ-selbstbewusst erscheinenden „Ja, ich bin schwul“ unterwirft Jannes sich jedoch insofern der dominanten Ordnung, als er*sie in einer biografischen Zeit der geschlechtlichen und sexuellen Suchbewegung dem Zwang vereindeutigender Identifizierung folgt. Sich mit der Selbstpositionierung als schwul implizit männlich verortend, übergeht Jannes ein vage wahrgenommenes körperliches Unbehagen, eine mögliche geschlechtliche Ambivalenz und verschließt sich mit dem ‚Outing‘ zunächst weiteren Optionen des Identifizierens und Begehrens. Seine Handlungsfähigkeit erweist sich so als durch eine widersprüchliche Gleichzeitigkeit gekennzeichnet, ermächtigend positioniert und normalisierend unterwirft er sich gegenüber der vorgefundenen Ordnung.

Sensibilisiert durch Butlers Subjekttheorie „einer machtkritischen und performativen Lesart von Differenz“ (ebd.: 262) kann Kleiner nicht nur die weiterhin bestehende geschlechtsbezogen zurichtende Wirkmächtigkeit beschämerkender Praktiken in der Schule sowie Möglichkeiten eines selbstbewussten Entgegentretens herausarbeiten. Vielmehr gelingt es ihr wiederum selbst vereinfachenden Emanzipationsmodellen gegenüber sensibilisierend aufzuzeigen, wie im Rückgriff auf diese erneut bestehende Differenzordnungen aufgerufen und nur bedingt verändert reinstalled werden. Demgegenüber kann Kleiner die fragwürdigen Effekte identitätsorientierter Ansätze aufzeigen und

überzeugend für ein Thematisieren von Differenzordnungen mit deren Herstellungspraxen sowie für das Erörtern von möglichen Irritationen und Unklarheiten in einer heteronormativitätskritischen Pädagogik eintreten.

Ebenfalls auf Butlers ethisch-normativen Impetus einer Öffnung geschlechtlicher Möglichkeiten Bezug nehmend untersucht Uta Schirmer (2010) Erfahrungen mit gender-non-konformen Positionierungen, die nicht im Rahmen formaler Bildung, sondern in einem informellen Setting situiert sind. Die Forscherin interessiert sich für die transformierende Wirkung heteronormative Geschlechtlichkeit bewusst übertretender Praxen auf das geschlechtliche Selbstverhältnis der von ihr interviewten Personen, die sich innerhalb des subkulturellen Raums der deutschsprachigen Drag King-Szene bewegen. So beispielsweise Filip, der sich mit der Einnahme von Testosteron körperlich wohler fühlt und als Mann gesehen werden möchte (ebd.: 408). Während er sich als Transmann versteht, lehnt er es jedoch als Zumutung ab, sich zugleich auch als Mann empfinden zu sollen. Davon ausgehend, ein ‚weibliches Wesen‘ zu besitzen, will er dieses leben. Indem sie verschiedene Weisen der Verkörperung und Identifizierung rekonstruiert, arbeitet Schirmer (2007: 46) heraus, wie „die Frage nach einer die Person bestimmenden ‚inneren‘ geschlechtlichen Wahrheit wirksam zurück“ gewiesen und den mit vorherrschenden Geschlechtszumutungen verbundenen Effekten wie Selbstzweifel, Scham oder Pathologisierung entgegengetreten werden kann.

Anhand kollektiver Praxen zeichnet die Autorin Möglichkeiten nach, Geschlecht ‚anders‘ zu leben.⁵ Dabei, so wird deutlich, geht es vergleichbar dem Gedanken der Performativität jedoch nicht darum, diese Potentiale einfach freizulegen, vielmehr besteht die Herausforderung darin, diese produktiv zu entwickeln. Die Forscherin betont in Anschluss an Butlers Buch *Undoing Gender*, wie diese „die Möglichkeit der Anfechtung hegemonialer Normen nicht mehr vorwiegend aus deren ‚innerer‘ Instabilität heraus [bestimmt], sondern [...] explizit auf die Notwendigkeit und auch Möglichkeit der Entwicklung alternativer Normen [verweist]“ (2010: 45). Entsprechend erkennt Schirmer in der Destabilisierung hegemonialer Wissensweisen eine Bedingung der Möglichkeit, alternative geschlechtliche Existenzweisen ausdrücken und in einem kollektiven Rahmen ausloten zu können. Sie leitet die Notwendigkeit von Räumen und Praxen ab, in denen „andere Formen von Beziehungen, andere Selbstverhältnisse und Lebensweisen gestaltet werden können, in denen Freiheit konkretisiert und lebbar wird“ (ebd.: 407).

Die skizzierten Studien zu non-konformen Geschlechtlichkeiten sensibilisieren dafür, wie Sozialisation nicht nur mit Blick auf die Reproduktion der sozialen Ordnung, sondern auch auf eine explizite Emanzipation von derselben normativ fundiert bleibt. Sie unterstreichen den Stellenwert von alternativem

5 Gleichwohl bleiben die Alternativen auch hier prekär. Hegemoniale Geschlechterdiskurse „ergreifen und positionieren“ die Interviewten weiterhin, sie strukturieren deren Selbstbezüge mit (ebd.: 48).

Wissen wie (kollektiven) Reflexionsprozessen als notwendige Bedingung erweiterter geschlechtlicher Möglichkeiten, die zugleich sozial lebbar sind. Um Geschlecht nicht länger auf Weiblichkeit und Männlichkeit zu reduzieren, regt Butler „ein neues, legitimierendes Lexikon für die Geschlechterkomplexität“ an (2002: 6). Ein erster Schritt hierzu mag darin liegen, die Rede von Geschlechterdifferenzen zu erweitern. Sie markiert dann auch die Differenz zwischen normativen und non-konformen Geschlechterpositionen, wobei auch diese Dualität in Frage steht. Einblicke in Bildungsinstitutionen zeigen, dass sich die in diesem Kontext nahegelegten Selbstverständnisse im Vergleich zu früheren Zeiten zwar als moderat vielfältigt, jedoch zugleich nach wie vor identitätslogisch begrenzt erweisen und einer dynamisierenden Revision bedürfen. Die Geschlechtsidentität als diskursiv gebunden zu verstehen justiert Bildungsperspektiven neu: „Wenn ich immer von Normen konstituiert werde, die nicht von mir stammen, dann muss ich verstehen können, wie diese Konstituierung erfolgt“ (Butler 2009: 31). Zu einer zentralen Bildungsaufgabe avanciert es, sich für Identifizierungsprozesse zu interessieren und zu erkennen, inwiefern die spezifische Existenz des Subjekts an den Verlust anderer möglicher Existenzweisen geknüpft ist.

Studien zu non-konformen Geschlechtlichkeiten einfach als Beiträge zu einer ‚anderen‘ oder ‚besonderen‘ lesbischen, schwulen oder trans*-Sozialisation zu begreifen, träfe den Kern der mit poststrukturalistischen Theorien ermöglichten Verschiebung nicht. Auch wenn es zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Kulturkreis so etwas wie vergleichbare Erfahrungen und entwickelte Charakteristika geben mag, würde eine entsprechende Interpretation die Annahme vorgängiger Identitäten aufrufen. Damit würde sie es verpassen, nicht nur die konstitutive Bedingtheit der jeweiligen Subjekte, sondern auch deren über die Studien zu Performativität nachgewiesene Möglichkeit zu fassen, sich dynamisch in Rissen der vorherrschenden Ordnung zu bewegen. Zugleich würde der anhand biografischer Studien hervorgehobene Aspekt eines zwar kontinuierlichen, zugleich jedoch in unterschiedlichen Situationen, Kontexten und Zeiten verlaufenden und dabei potentiell mit ganz verschiedenen Diskursteilhaben und Selbstverständnissen verbundenen Prozesses nicht berücksichtigt werden. Nicht zuletzt bliebe die durch die zuletzt genannten Studien in Erinnerung gerufene Erkenntnis unbedacht, dass die Norm selbst in verschiedenen Versionen auftritt und in stets widersprüchlichen Auseinandersetzungsprozessen kein eindeutiges oder gar stabiles Sozialisationsergebnis hervorzubringen vermag (vgl. Butler 2014: 179). Und: Wenn die Norm den Bereich des Sozialen umreißt, dann bleibt ein mögliches Außerhalb von ihr immer in Bezug zu dieser Norm definiert. Dadurch sind die „Spielarten von Gender, die nicht in das binäre Muster passen, [...] ebenso Teil von Gender wie jedes seiner zutiefst normativen Beispiele“ (Butler 2009: 74).

5 Transformatorische Denkbewegungen – dynamisierte Sozialisationstheorie

Sozialisationsforschung versucht nicht nur Reproduktions- und Wandlungsprozesse in der Relation von Individuum und Gesellschaft zu erfassen, sie durchläuft vielmehr selbst Transformationen der Diskursivierung: Während zunächst mittels Rollentheorie deutlich politisch ausgerichtet gegen biologisierende Begründungen Position bezogen, Macht- und Gewaltverhältnisse thematisiert und die Gesellschaftlichkeit der Geschlechterkategorie herausgestellt wurden, erschien mit eng konstruktivistisch ausgerichteten mikrosoziologischen Studien des *doing gender* das Potential zur Kritik sowohl den Verhältnissen wie dem eigenen Verhalten gegenüber stark eingeschränkt. Demgegenüber trat im Paradigma geschlechtsspezifischer Sozialisation das konstruktivistisch zu Recht in Erinnerung gerufene aktive Gestaltungspotential der Individuen in den Hintergrund und vermochte die Relationalität von Geschlecht kaum zu erfassen.

In diesem Aufsatz wurde die These vertreten, dass poststrukturalistische Perspektiven, wie sie am Beispiel der Theorien Judith Butlers vorgestellt wurden, weniger antagonistisch zum sozialisationstheoretischen Paradigma stehen als häufig angenommen, und dass sich, ohne die verschiedenen Paradigmen gleichzusetzen, zentrale Berührungspunkte aufzeigen lassen. Die Diskussion ausgewählter Studien in Anschluss an Butler belegt, wie diese in der Lage sind, über diskurs- wie praxistheoretische Überlegungen wiederholt bemängelten struktur- wie subjekttheoretischen Verengungen der deutschsprachigen Debatte um Sozialisation und Geschlecht konstruktiv zu begegnen. Eine in Anschluss an Butlers Theorien transformierte Sozialisationstheorie kann Kritiklinien und Verschiebungen der Sozialisationsdebatte integrieren: Mit einer deutlichen Betonung der gesellschaftlich-kulturellen Dimension der Subjektbildung erscheint das in seiner Psyche wie in seinem Körper entessentialisierte Subjekt mit Blick auf seine Handlungsfähigkeit gleichwohl nicht überdeterminiert. Am kontinuierlichen Tun der Subjekte festhaltend erlaubt das Konzept der Performativität die Dominanz der Strukturen und damit auch Aspekte wie Gewalt und Verletzlichkeit als wichtige Sozialisationsfaktoren in der Debatte zu halten. Die performative Verschiebung öffnet den Weg, Fragen nach dem *Wie und dem Warum* sichtbar gewordener Differenzen zu erhellen, d.h. die Frage, in welcher Weise sich die jeweilige Differenz konstituiert und existiert, mit der machttheoretischen Frage, welche Rolle Sprache, Wissen und Normen dabei spielen, zu verbinden. Das in den Praxen liegende Aufrufen wie Untergraben normativer Vorlagen, die Gleichzeitigkeit im Hervorbringen und Verwerfen spezifischer Subjektpositionen, die wechselseitige Wirkkraft verschiedener Differenzkategorien wie die Berücksichtigung damit zusammenhängen-

der Diskriminierungserfahrungen markieren Facetten einer poststrukturalistisch reformulierten Sozialisationstheorie, die geeignet dafür erscheint, sich der Komplexität des Geschlechtlichwerdens und -seins anzunähern. Sichtbar werden Spielräume und Geschlechterordnungen, die mit den bisherigen Theoriperspektiven nicht in den Blick gekommen sind.

Widersprüche verbleiben in den vorherrschend verwendeten Begrifflichkeiten. Im Unterschied zu bisherigen sozialisationstheoretischen Ansätzen, die in der Untersuchung des Wechselverhältnisses von Individuum und Gesellschaft diese im Grunde dennoch zunächst getrennt entwerfen, stehen sich Subjekt und Diskurs in poststrukturalistischen Zugängen nicht als zwei separat denkbare Dimensionen gegenüber, die einander lediglich beeinflussen. Das Subjekt ist hier stets diskursiv und der Diskurs subjektiv hervorgebracht und Geschlecht als ein Mechanismus der Konstitution von mit Diskursen gleichursprünglichen Subjekten entworfen. Ein entscheidender Unterschied zwischen dem Konzept der Performativität und üblichen Sozialisationstheorien liegt somit in der Theoretisierung des Spannungsverhältnisses von Autonomie und Heteronomie. Gilt Subjektivität als entscheidender Ansatzpunkt von Macht und Subjektivierung als zentraler Ort gesellschaftlich-kultureller Aushandlung, dann ist das Individuum nicht in die gesellschaftlich-kulturelle Ordnung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit integriert, sondern mittels dieser Struktur als Subjekt konstituiert. Dessen Handlungsfähigkeit kann nicht souverän, sondern nur im Horizont gesellschaftlich-kultureller Diskurse und Praktiken entwickelt werden.

Auch wenn hier keine terminologische Übereinstimmung zur bisherigen Sozialisationsdebatte besteht, ist der Gedanke einer Emanzipation nicht völlig verworfen. Denn Ansatzpunkt einer Bewegung zu mehr Freiheit ist mit Foucault (1977) das gesellschaftliche Individuum, das sich als widersprüchliches Subjekt seiner Vielfältigkeit gewahr wird und sich zu seinen Weisen der Unterwerfung reflektierend verhält. Foucaults Überlegungen zum Ethos des Subjekts legen das Moment der bewussten Transformation – der Suche nach anderen Möglichkeiten zu denken, zu tun und zu sein – als eine Form von Kritik und Befreiung nahe. Wenn Bildung die Handlungsmacht des Subjekts befördert, mag ihr das Potential zukommen, solch befreiende Impulse anzubieten, ohne einem umfassenden Befreiungsversprechen zu folgen. Butler schließt die Möglichkeit einer Wiederaneignung von als problematisch erkannten Begriffen der Moderne nicht aus und dekontextualisiert auch den Begriff der Freiheit, statt ihn zu verwerfen: „[...] jede Handlungsfähigkeit, auch die der Freiheit, steht in Bezug zu einem ermöglichenden und begrenzenden Feld von Zwängen“ (Butler 1995: 28). Entgegen einer Befreiung als radikalem Dagegen wären Kritik und Emanzipation so gesehen an eine reflexive Schleife auf das eigene Verhaftetsein gebunden. Eine transformierte Sozialisationsforschung mag Bildung neue Anregungen hierfür bieten.

Literatur

- Bilden, Helga (1991): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus / Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim / Basel: Beltz, S. 279–301.
- Borst, Eva (2009): Theorie der Bildung. Eine Einführung. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Bronner, Kerstin (2011): Grenzenlos normal? Aushandlungen von Gender aus handlungspraktischer und biografischer Perspektive. Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1993): Für ein sorgfältiges Lesen. In: Benhabib, Seyla / Butler, Judith / Cornell, Drucilla / Fraser, Nancy: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch, S. 122–132.
- Butler, Judith (1994): Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechts. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 101–138.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (1998): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (1999): Gender Trouble. 2nd edition. London / New York: Routledge.
- Butler, Judith (2002): Zwischen den Geschlechtern. Eine Kritik der Gendernormen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B. 33–34, S. 6–8.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2014): Epilogue/Epilog. In: Kleiner, Bettina / Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivation in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 176–180/181–187.
- Castro Varela, Maria / Dhawan Nikita (2009): Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung. In: Lutz, Helma (Hrsg.): Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 102–121.
- Dausien, Bettina (2006): Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs um Sozialisation und Geschlecht. In: Dausien, Bettina / Bilden, Helga (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen / Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 17–44.
- Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. 9. Aufl. 1997. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fritzsche, Bettina (2001): Die poststrukturalistische Theorie als ‚sensitizing concept‘ in der qualitativen Sozialforschung. In: Fritzsche, Bettina / Hartmann, Jutta / Schmidt, Andrea / Tervooren, Anja (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Opladen: Leske und Budrich, S. 84–101.
- Fritzsche, Bettina (2003): Pop-Fans. Studie einer Mädchenkultur. Opladen: Leske und Budrich.

- Fritzsche, Bettina (2004): Pop-Fans. Über Schwellenwesen und ihre Experimente mit Liebe und Begehren. In: Hartmann, Jutta (Hrsg.): Grenzverwischungen. Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs. Innsbruck: Studia, S. 83–96.
- Gildemeister, Regine / Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli / Wetterer, Angelika (Hrsg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen Feministischer Theorie. Freiburg i. Br.: Kore, S. 201–253.
- Hagemann-White, Carol (2004): Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung? In: Glaser, Edith et al. (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Klinghardt, S. 146–157.
- Hartmann, Jutta (2006): Dynamisiertes Geschlecht. Diskurstheoretische Perspektiven zur Subjektkonstitution entlang der Grenzen von Geschlecht, Sexualität und Generation. In: Dausien, Bettina / Bilden, Helga (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. A.a.O., S. 239–255.
- Hartmann, Jutta (2012): Improvisation im Rahmen des Zwangs. Gendertheoretische Herausforderungen der Schriften Judith Butlers für pädagogische Theorie und Praxis. In: Balzer, Nicole / Ricken, Norbert (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer VS, S. 149–178.
- Heymann, Nadine (2014): Visual Kei. Körper und Geschlecht in einer translokalen Subkultur. Bielefeld: transcript.
- Kleiner, Bettina (2015a): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Opladen u.a.: Barbara Budrich.
- Kleiner, Bettina (2015b): Que(e)r durch den Schulalltag. Annäherung an eine machtkritische Lesart von Differenz am Beispiel eines Schülerinterviews. In: Schmidt, Friederike / Schondelmayer, Anne-Christin, / Schröder, Ute B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 261–273.
- Kleiner, Bettina / Rose, Nadine (2014): Suspekte Subjekte? Jugendliche Schulerfahrungen unter den Bedingungen von Heteronormativität und Rassismus. In: Kleiner, Bettina / Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. A.a.O., S. 75–96.
- Leiprecht, Rudolf / Haeger, Kaja (2013): Diversitätsbewusste Ansätze in der Sozialen Arbeit: Zentrale theoriebezogene Konzepte am Beispiel einer Intersektionalitätsanalyse in der Verbindung von Heteronormativität, Männlichkeiten und ethnisch-kulturellen Zuschreibungen. In: Sabla, Kim-Patrick / Plößer, Melanie (Hrsg.): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 99–113.
- Maihofer, Andrea (2002): Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. In: Erwägen Wissen Ethik. Deliberation Knowledge Ethics, vormalis Ethik und Sozialwissenschaften (EuS) Streitforum für Erwägungskultur EWE 13,1, S. 13–26.
- Metz-Göckel, Sigrid (2007): Sozialisation der Geschlechter: Von der Geschlechterdifferenz zur Dekonstruktion der Geschlechterdualität. In: Bührmann, Andrea / Diezinger, Angelika / Metz-Göckel, Sigrid (Hrsg.): Arbeit, Sozialisation, Sexualität.

- Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung. 2. überarb. u. erw. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 135–151.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript.
- Rose, Nadine (2012): Subjekt, Bildung, Text. Diskurstheoretische Anregungen und Herausforderungen für biografische Forschung. In: Miethe, Ingrid / Müller, Hans-Rüdiger (Hrsg.): Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie. Opladen: Barbara Budrich, S. 111–126.
- Rose, Nadine / Koller, Hans-Christoph (2012): Interpellation – Diskurs – Performativität. Sprachtheoretische Konzepte im Werk Judith Butlers und ihre bildungstheoretischen Implikationen. In: Balzer, Nicole / Ricken, Norbert (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. A.a.O., S. 75–94.
- Schirmer, Uta (2007): Sich anders auf sich selbst beziehen. Drag Kining, Selbstverhältnisse und Wissensweisen von „Geschlecht“. In: Behmenburg, Lena / Berweger, Mareike / Gevers, Jessica / Nolte, Karen / Sänger, Eva / Schnädelbach, Anna (Hrsg.): Wissenschaft(f)t Geschlecht. Machtverhältnisse und feministische Wissensproduktion. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer, S. 31–50.
- Schirmer, Uta (2010): Geschlecht anders gestalten. Drag Kining, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten. Bielefeld: transcript.
- Schütze, Barbara (2010): Neo-Essentialismus in der Gender-Debatte. Transsexualismus als Schattendiskurs pädagogischer Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript.
- Tervooren, Anja (2006): Im Spielraum von Geschlecht und Begehren. Ethnographie der ausgehenden Kindheit. Weinheim / München: Juventa.
- Thielen, Marc (2009): Wo anders leben? Migration, Männlichkeit und Sexualität. Biografische Interviews mit iranischstämmigen Migrantinnen in Deutschland. Münster u.a.: Waxmann.
- Tuider, Elisabeth (2012): Geschlecht und/oder Diversität? Das Paradox der Intersektionalitätsdebatten. In: Kleinau, Elke / Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Differenz, Diversität und Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen. Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 79–102.